

AVRIL MAURY ist das Pseudonym einer deutschen Autorin. Sie lebt nah am Meer, wo sie Inspiration für ihre Geschichten sammelt. Wenn sie nicht schreibt, widmet sie sich liebevoll der Pflege ihres Gartens.

**Avril
Maury**

**Noch
fünfzig
Sommer
mehr**

ROMAN

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München

Titelabbildung: © Miguel Zagran/shutterstock.com
(Meerlandschaft);

© Favoritbüro, München (Mann und Frau)

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06743-8

Im Sturm

Eleni öffnete zögernd die Haustür. Sie hatte ihre Kapuze tief ins Gesicht gezogen und presste die kleine Messingdose fest an ihren Körper. Die hohen Kiefern um das Haus bogen sich im Wind, der Himmel war kurz davor, aufzubrechen und eimerweise Regen herabzulassen. Eleni schloss die Augen und atmete tief durch.

Sie lief in das Waldstück hinter dem Haus. Die rumorende Stille, die hier herrschte, beruhigte sie ein wenig. Nichts als das Rauschen der Bäume, das Knacken der Zweige unter ihren Schritten und das ihr so vertraute Rascheln in den Büschen von allen Seiten. Im Wald fühlte sie sich sicher, er umgab sie wie eine hohe Schutzmauer und schottete sie ab von dem, was sich dahinter befand.

Durch die ständigen Stürme und Regenfälle war es ziemlich kalt geworden, typisches Wetter im Frühjahr in der Bretagne. Das kleine Küstenstädtchen Pokoù, in dem Eleni beinahe ihr gesamtes Leben verbracht hatte, war zu dieser Zeit wie ausgestorben. Keine Menschenseele, niemand, der sie auf ihren Wanderungen stören würde. Der Wind schlug ihr jetzt heftig ins Gesicht, die winzigen Regentropfen schmerzten

wie Tausende kleiner Nadeln auf ihren Wangen. Das Rumoren um sie herum wurde lauter. Sie ließ das sanfte Rauschen der Baumwipfel hinter sich und tauschte es ein gegen das unerbittliche Brausen der meterhohen Wellen. Vor ihr lag nun der riesige Ozean.

Eleni blieb stehen, ein Schauer lief ihr über den Rücken, und sie begann zu zittern. Die Kälte durchfuhr ihren Körper, ihre Beine fühlten sich schwer an, und in ihrem Kopf stürmte es genauso heftig wie um sie herum. Sie versuchte, ihre Gedanken auszublenden, doch sie wurden lauter und unbarmherziger.

Das war der Grund, warum Eleni den Ozean hasste.

Er war wie eine riesige Truhe voller Überbleibsel aus ihrer Vergangenheit, die ganz hinten im Keller stand und fest verschlossen war. Nur an diesem einen Tag im Jahr zwang sie sich dazu, den schweren Deckel zu öffnen.

Alle anderen 364 Tage mied Eleni den Ozean wie einen angsteinflößenden Hofhund, der ihr auf dem Nachbargrundstück zähnefletschend auflauerte.

Mit zitternden Knien stieg sie den steilen Uferweg herab. Der Wind war jetzt so stark, dass er sie beinahe umblies. Eleni kniff ihre Augen zusammen und schob sich keuchend durch den Sturm, bis sie schließlich am Ufer angekommen war. Dort blieb sie breitbeinig stehen, reckte ihren Oberkörper gegen die heftigen Böen und starrte auf das dunkle, schäumende Wasser. Sie nahm einen tiefen Atemzug und begann zu schreien. Sie schrie, so laut sie konnte. Sie brüllte den Ozean an, stampfte mit ihren schweren Stiefeln in den schlammigen Ufersand, so lange, bis ihre Stimme versagte.

Die Tränen liefen ihr über die Wangen und vermischten sich mit dem Regen.

Eleni nahm die kleine Dose, die sie die ganze Zeit fest an sich gedrückt hatte, löste den Deckel und hielt sie mit weit ausgestrecktem Arm von sich. Sie schüttete viele kleine Blüten heraus, die kurz wild im Wind tanzten, dann blitzschnell auf den Ozean hinausgetragen wurden und schließlich verschwanden. Unter Schluchzen und Schniefen ging sie in die Hocke, umfasste ihre Knie und vergrub ihr Gesicht in den Armbeugen. Für einen Moment wurde es still. Sie blendete das Rauschen und Stürmen völlig aus.

Eleni erinnerte sich. In diesem Moment wusste sie wieder, weshalb sie jedes Jahr an diesem Tag hierherkam und ihren ganzen angestauten Schmerz ausschrie, ihre geballte Wut dem tosenden Ozean entgegenwarf. Weshalb sie den ganzen Sommer über Blumen sammelte und sie in die Seiten ihrer Bücher legte, um sie zu pressen. Sie tat es für diesen einen Augenblick der Stille. Es waren nur wenige Minuten, in denen sie sich völlig befreit und leicht fühlte und so, als könnte sie nichts mehr aus der Bahn werfen.

Als sich Eleni auf den Rückweg machen wollte, entdeckte sie in der Ferne jemanden, der, genau wie sie, dick eingepackt auf den Ozean starrte. Obwohl er weit genug weg war, fühlte Eleni sofort ein Unbehagen in sich aufsteigen. Durch den Regen hindurch beobachtete sie einige Minuten lang die verwachsenen Umrisse der Person, die sich nicht vom Fleck zu bewegen schien.

Eleni stapfte zurück durch den Schlamm, in den sich der

Strand verwandelt hatte. Als Jugendliche wäre sie auf die Steine geklettert, die an den Seiten der Bucht wie natürliche Mauern ins Wasser ragten und die größten Wellen brachen. Aber so mutig war sie schon lange nicht mehr.

Sie ging den Strand hinauf in Richtung Steilküste, aus der sie gekommen war.

Der steile Aufgang hatte sich mittlerweile zu einem kleinen schlammigen Wasserlauf verwandelt, so sehr hatte der Regen den schmalen Pfad eingenommen.

Plötzlich löste sich Geröll unter Elenis Tritt, und es zog ihr buchstäblich den Boden unter den Füßen weg. Mit weit von sich gestreckten kreisenden Armen versuchte sie, ihr Gleichgewicht zu halten, doch vergebens. Ehe sie sich versah, fiel sie rücklings in den Schlamm, und es ertönte ein lautes, nasses Schmatzen. Das viele Wasser hatte den Boden aufgeweicht, und mit einem Mal fühlte Eleni sich, als wäre sie in Treibsand geraten. Sie drehte ihren Kopf zur Seite, so gut es ging, und hielt Ausschau nach etwas, das sie greifen konnte. Eine Wurzel ragte aus dem Boden neben ihr, sie streckte ihren Arm danach aus, stöhnte vor lauter Anstrengung. Doch so sehr sie sich auch abmühte, die Wurzel war zu weit weg. Sie schloss ihre Augen und atmete tief ein und aus, um Kraft zu sammeln. Als sie gerade zu einer weiteren Strampelaktion ansetzen wollte und die Augen wieder öffnete, blickte sie auf eine Hand, die ihr von oben entgegengestreckt wurde. Erleichtert und ohne groß darüber nachzudenken, griff sie zu und spürte, wie jemand sie mit einem Ruck heraufzog. Völlig entkräftet beugte sie sich vornüber und stützte sich auf ihren Knien ab.

»Alles in Ordnung?«, hörte sie eine freundliche Stimme neben sich.

»Ich muss nur kurz ein bisschen ...«, schnaufte sie.

»Lass dir Zeit. Das war ganz schön abenteuerlich.«

Eleni erhob sich langsam und sah nun in das dick mit Mütze und Schal eingepackte Gesicht eines jungen Mannes. Obwohl sie seinen Mund nicht sehen konnte, erkannte sie, dass er lächelte. Er musste in etwa so alt wie Eleni sein, nicht viel älter als Mitte zwanzig. Was für ausdrucksstarke Augen. Sie schüttelte den Kopf. Diesen Gedanken hatte sie nicht erwartet, und sie sah ein wenig beschämt zu Boden.

»Danke«, brachte sie leise hervor.

Der Fremde zog sich seinen Schal herunter, und nun konnte Eleni auch sein Lächeln erkennen. Es passte sehr gut zu seinen warmen tiefgrünen Augen, die von dunklen, dichten Wimpern umgeben waren. Unter seiner Mütze schauten vom Wind zerzauste dunkelbraune Locken hervor. Mit seinem Dreitagebart sah er aus wie einer der jungen Fischerlehrlinge, die sie früher oft auf dem Boot ihres Pépé gesehen hatte.

»Ich bin Théo«, sagte er, zog sich den durchnässten Handschuh aus und reichte ihr erneut seine Hand.

Nach einem kurzen Zögern reichte auch sie ihm die Hand, die voller Schlamm war, was sie aber erst bemerkte, als sie schon zugegriffen hatte.

»Oh, das tut mir leid!«, stotterte sie verlegen.

Théo begann zu lachen und hob seine schlammige Hand in die Höhe.

»Kein Problem! Du weißt schon, dass dieser Schlamm

Heilkräfte hat, oder? Ich war mir zuerst auch gar nicht sicher, ob du da nicht gerade eine kleine Schlammkur veranstaltest, als ich dich so liegen sah.«

Eleni lächelte und hielt sich ihre Hände vors Gesicht, wodurch nun auch auf ihren Wangen ein wenig Dreck landete. Kurzerhand verrieb sie die feuchte Erde auf ihrer Haut.

»Aber genau das hatte ich vor, ich weiß gar nicht, was dir einfällt, mich einfach bei meiner Matsch-Wellness zu stören!«, konterte sie und wunderte sich sofort über ihre Schlagfertigkeit, die sie scheinbar noch nicht gänzlich verloren hatte. Als Mädchen war sie für ihre frechen Kommentare und Blödeleien bekannt gewesen.

»Ich bin Eleni«, sagte sie.

»Freut mich, Eleni.«

»Also«, setzte sie wieder an, »danke noch mal.«

Sie wandte sich von Théo ab und wollte gehen.

»Moment, kann ich dich denn jetzt guten Gewissens allein lassen? Diese Schlambäder sind nicht ganz ungefährlich«, rief Théo, und als Eleni sich zu ihm umdrehte, musterte er sie kurz von oben bis unten.

»Ich will mich nicht aufdrängen«, erklärte er, »aber du siehst ziemlich durchnässt aus. Ich weiß, wo es ein gemütliches Café hier ganz in der Nähe gibt. Mit Heizung und heißem Tee!« Théo lächelte.

Eleni war unwohl bei dem Gedanken, sich mit einem Mann, den sie nicht kannte, in ein Café zu setzen und Leute aus dem Dorf zu treffen. Seit Jahren versuchte sie, Menschen, so gut es ging, aus dem Weg zu gehen. Sofort spürte sie das vertraute dumpfe Gefühl in ihrer Brust.

»Ich kann doch so nicht unter Menschen«, redete sie sich heraus und deutete auf ihre völlig verschmutzte Kleidung.

»Stimmt, das verstehe ich.« Théo nickte. »Aber was wäre, wenn wir dieses Café ganz für uns hätten? Da könntest du deinen Mantel und deine Schuhe auf der Heizung trocknen, und es gibt selbst gebackenen Kuchen!«

Er wollte scheinbar nicht aufgeben, und Eleni fiel es schwer, ihn abblitzen zu lassen, nachdem er ihr gerade gewissermaßen das Leben gerettet hatte. Er war schon sehr charmant, und sein Fischerjungen-Look weckte ein vertrautes Gefühl in ihr.

»Hört sich geheimnisvoll an.«

»So geheimnisvoll ist es gar nicht. Mein Café hat heute geschlossen, und es ist gleich da drüben hinter den Dünen. Dich habe ich dort noch nie gesehen! Kommst du aus Pokou?«

Eleni lächelte verlegen.

»Eigentlich kommt das ganze Dorf zu mir«, fuhr Théo fort, »ich mache nämlich die besten Kuchen der Bretagne, musst du wissen, und meine Teeauswahl ist auch nicht schlecht.«

Eleni sah ihn mit großen Augen an und setzte eine erstaunte Miene auf.

»Also, wenn du schon so angibst, muss ich ja wenigstens testen, ob das alles nur heiße Luft ist!«

»Das solltest du unbedingt!«, rief Théo und stapfte unversehens los. Als Eleni nicht gleich folgte, drehte er sich noch einmal um.

»Kommst du?«

Théos Café lag auf einem hübschen gepflasterten Platz, der an einer Seite an die kleine Einkaufsstraße des Ortes und an der anderen an die Dünen grenzte. Es war ein zauberhaftes, typisch bretonisches Steinhäuschen mit knallgelben Fensterläden und einer kleinen Terrasse, über die eine bunte Wimpelkette gespannt war. Seitlich standen Holztische und Stühle zusammengeklappt unter einer Plane. Die würden wahrscheinlich erst wieder bei besserem Wetter zum Einsatz kommen. Über der Tür war in geschwungenen gelben Buchstaben *Le petit coin de Théo* an die Hauswand gemalt worden.

Eleni setzte sich auf einen Sessel, vor ihr ein kleiner alter Tisch aus Holz. Neben ihr die warme Heizung, auf die sie ihre Jacke zum Trocknen gelegt hatte. Ihr Blick fiel auf einen gemütlichen Raum, weitere runde Tische und ein Sammel-surium aus Stühlen, Hockern und Sesseln. An den Wänden hingen alte Fotografien des Ortes und der Bucht. Badende Menschen im Sommer, spielende Kinder in den Dünen – alles in Schwarz-Weiß. An einer Wand, die in einem sanften Pastelltürkis gestrichen war, stand eine antike Küchenanrichte, in der sich Gläser und Tassen befanden und einige kleine Vasen, gefüllt mit Trockenblumen und Gräsern.

Théo war in der Küche verschwunden, und sie hörte es klappern und klimpern. Kurz darauf stand er schon mit einem Tablett neben ihr, darauf zwei Teller mit Kuchenstücken und zwei Tassen Tee.

»Geht es dir ein wenig besser nach deinem Schlamm-bad?«, fragte er.

»Ja, danke. Die Kälte ist mir aber ganz schön in die Knochen gekrochen.«

»Vielleicht hilft warmer Apfelstrudel mit Vanilleeis und salziger Karamellsoße?«

Théo stellte das Tablett auf den Tisch, und ein verführerischer Duft stieg in Elenis Nase. Sie ließ sich in den Sessel sinken.

»Mmmh, das riecht ja wunderbar!«, sagte sie und sah auf die süßen Kreationen, die auf zwei Porzellantellern angerichtet waren. Daneben der dampfende Tee in kleinen weiß-blauen Tassen mit hübsch geschwungenen Henkeln.

»Das ist ja wie bei Oma«, bemerkte Eleni belustigt.

Sie fühlte sich wohl in Théos Gegenwart. Seine warme Stimme, die vorsichtigen Bewegungen, mit denen er die Teller und Tassen vom Tablett nahm und auf den Tisch stellte, all das beruhigte, ja tröstete sie. Sie wollte für immer in diesem gemütlichen Sessel sitzen bleiben und mit Théo Kuchen essen und heißen Tee schlürfen.

»Das Geschirr habe ich mir im Dorf zusammengesammelt, als ich das Café vor einem Jahr eröffnet habe. Und die meisten Spenderinnen waren ältere Damen, die mir ihr Porzellan mitgaben, das sie selbst nicht mehr brauchten«, erzählte Théo. »Nachdem ich die Räumlichkeiten gemietet und eingerichtet hatte, war ich ziemlich blank und hoch verschuldet. Kurz vor der Eröffnung hatte ich weder Geschirr noch Besteck – das Wichtigste hatte ich in all der Aufregung völlig vergessen!«

Er lachte.

»Die Leute im Dorf haben mich gerettet, alle haben zusammengelegt. Ein kleines Wunder!«

Eleni senkte nachdenklich die Lider.

»Nein, kein Wunder. Das Dorf war schon immer der beste Ort der Welt«, flüsterte sie, und kurz legte sich eine Traurigkeit in ihren Blick. Als sie bemerkte, wie Théo schwieg und sie verwundert musterte, sah sie wieder auf.

»Erzähl mir mehr«, sagte sie dann und lächelte.

Während er ihr von den Anfängen seines Cafés berichtete, blickte er von seiner Teetasse immer wieder zu ihr auf. Hin und wieder blieben seine warmen grünen Augen etwas länger an ihr hängen, und manchmal verschlug es ihm kurz die Sprache. Dann lächelte er kopfschüttelnd, sah in die Luft, als wolle er seine verloren gegangenen Gedanken wieder einfangen, und sagte:

»Wo war ich?«

Nachdem er ihr einiges von sich und seinem Café erzählt hatte, blickte er sie neugierig an.

»Und jetzt du«, lächelte er.

Eleni war etwas überrumpelt.

»Erzähl mir etwas von dir. Irgendwas. Ein Geheimnis vielleicht.«

Erwartungsvoll beugte sich Théo nach vorn und stützte seine Ellbogen auf seinen Oberschenkeln ab. Eleni dachte nach. Was sollte sie ihm erzählen? Ihr kam es vor, als hätte sie seit Jahren nichts mehr erlebt. Nichts, das berichtenswert wäre.

»Was ist in der kleinen Dose?«, fragte Théo jetzt und deu-

tete auf Elenis Messingdose, die neben ihr auf dem Boden stand.

»Es waren getrocknete Blüten darin«, sagte sie zögerlich.

»Blüten?«

»Für meine Mamie.«

Théo musterte sie ein wenig rätselnd.

»Ich gehe einmal im Jahr in die Bucht und ...«, Eleni stockte und lächelte verkrampft. »Es ist bescheuert.«

»Bis jetzt kann ich nichts Bescheuertes daran finden«, sagte Théo mit seiner sanften Stimme. »Aber wenn du es mir lieber nicht erzählen willst, ist das okay.«

Eleni schüttelte den Kopf.

»Meine Großmutter ist vor sieben Jahren gestorben«, begann sie nun, und Théo richtete sich wieder auf. »Ich sammle Blumen, jeden Sommer, und trockne ihre Blüten. Dann fülle ich sie in die Dose, und an ihrem Todestag verstreue ich sie über dem Ozean. Die Bucht war ihr Lieblingsplatz.«

Sie blickte Théo nicht ins Gesicht, sah auf ihre Hände. Im nächsten Moment spürte sie eine Berührung an ihrem Knie, dann legte Théo seine Hand auf ihre.

»Das hört sich sehr schön an.«

Eleni nickte und wunderte sich. Hier zu sitzen und mit Théo zu sprechen, spendete ihr seltsamerweise Trost. Eigentlich kam gerade alles zusammen, was sie normalerweise tunlichst vermied: ein fremder Mann, ein Ort, an dem sie nie zuvor gewesen war, ein intimes Gespräch, bei dem die ganze Aufmerksamkeit auf ihr lag. Dieser Théo hatte eine unglaublich besänftigende Ausstrahlung, es kam Eleni vor, als würde sie ihn schon ewig kennen.

Stundenlang hatten sie geredet. Théo hatte ihr erzählt, wie er vor einigen Jahren aus der Stadt nach Pokoù gezogen war, weil er die Schnelligkeit und den Lärm nicht mehr ausgehalten hatte. Er hatte hier neue Ruhe und Kraft geschöpft und liebte die ausgedehnten Spaziergänge am Ozean. Das Café war sein ganzer Stolz und der Ort, an dem er die meiste Zeit verbrachte, mit den Gästen plauderte und immer neue kleine Anekdoten der Dorfbewohner erfuhr. Eleni schien es, als wäre er ziemlich beliebt im Ort. Seine Schwärmereien über Pokoù ließen sie zurückdenken an eine Zeit, in der sie selbst noch oft unterwegs war, mit ihren Freunden beinahe jeden Tag in der Bucht verbrachte. Seine Geschichten erinnerten sie an die schönste Zeit ihres Lebens, und sie mochte das.

Erst als es draußen langsam dämmerte, bemerkte Eleni, wie schnell die Zeit vergangen war.

»Ich sollte gehen«, sagte sie und deutete zum Fenster.

Théo nickte und schob seinen Sessel zurück. Er reichte ihr seine Hand, die sie gern annahm, obwohl sie sich sicher war, dass sie längst wieder auf festen Beinen stehen konnte.

Gemeinsam verließen sie das Café und gingen schweigend nebeneinanderher in Richtung Bucht.

Der Regen hatte sich ein wenig gelegt, nur noch leichter Niesel befeuchtete die Gesichter von Eleni und Théo, die wieder ihre Mützen und Schals angezogen hatten. Der Wind blies noch immer stark und eisig und ließ einige Blätter in kleinen Spiralen über die Wege tanzen.

Als sie wieder an der Stelle angekommen waren, an der

Théo Eleni aus dem Schlamm gezogen hatte, blieb sie stehen und sah auf den Boden.

»Vielen Dank für ... na ja, für die Rettung«, sagte sie ein wenig verlegen.

Théo lächelte, zuckte mit den Schultern und wippte von einem Fuß auf den anderen.

»Immer wieder gern«, witzelte er.

»Von hier aus find ich den Weg.« Eleni nickte ihm zu und lief in Richtung Wald.

»Es war schön«, rief Théo ihr hinterher. »Ich werde Ausschau nach dir halten, solange die Bucht so schlammig ist. Nur zur Sicherheit!«

Eleni schaute zurück, lächelte Théo an und verdrehte spaßhaft die Augen.

Als sie am Waldrand angekommen war, stellte sie fest, dass sie den Ozean völlig vergessen hatte, während sie neben Théo am Strand entlanggestapft war. Sie lächelte und trat auf den schmalen Waldweg, der zurück zu ihrem Haus führte.

Théo

In den folgenden Tagen wurde die Küste von heftigen Stürmen aufgewühlt, und von morgens bis abends lag eine graue Decke über dem Dorf. Eleni musste in dieser Zeit oft an das seltsam schöne Treffen in der Bucht und das kleine, gemütliche Café von Théo denken. Seine ruhige und warmherzige Art wollte ihr nicht aus dem Kopf gehen. Ganz unaufdringlich hatte er sie mit seinen Geschichten und seinem sanften Blick in seinen Bann gezogen. Das Letzte, was Eleni gewollt hatte, war, jemanden in ihr Leben zu lassen. Und jetzt fragte sie sich ununterbrochen, wie es wäre, Théo wiederzusehen.

An einem Morgen, der noch immer kein Licht versprach und so dunkel und mürrisch wie all die anderen Morgen davor war, entschloss sich Eleni, in den Ort zu gehen. Es war Zeit, ihre Einkäufe zu erledigen. Sie hatte sie schon viel zu lange vor sich hergeschoben, und nun gingen auch ihre letzten Tee-, Zucker- und Nudelreserven zur Neige. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Und ein kleines bisschen hoffte sie natürlich auch darauf, Théo zu treffen. Sie dachte darüber nach, einen kleinen Umweg zu gehen, um an seinem Café vorbeizuschauen. Vielleicht würde er zufällig gerade heraus-

schauen und sie vorübergehen sehen. Sie könnte ihm zuwinken, er würde ihr hinterhereilen, um sie auf einen Kaffee einzuladen. Eleni schüttelte den Kopf über ihre Tagträumereien und stapfte auf direktem Weg zur Épicerie.

In dem kleinen Lebensmittelgeschäft war nichts los, nur die Kassiererin saß hinter ihrem Holztisch und blätterte gelangweilt in einem Magazin. Sie hob nicht einmal den Blick, als die Türglocke ertönte und Eleni zaghaft grüßend hereinkam. Vorsichtig, um bloß nicht groß aufzufallen, schlich sich Eleni durch die Gänge und sammelte alle Waren ein, die sie benötigte. Als sie in der hinteren Ecke des Geschäfts vor dem Brotregal angekommen war, ertönte plötzlich ein weiteres Mal die Türglocke.

»*Bonjour, Madame!*«

Eine warme männliche Stimme ließ Elenis Herz schneller schlagen. Théo.

Sie wurde mit einem Mal nervös und sah sich nach einem Regal um, hinter dem sie sich verstecken könnte.

Und im nächsten Moment hörte sie auch schon ein sanftes »*Salut*« hinter sich. Sie fuhr herum und sah in ein lächelndes Gesicht.

»Bist du wieder auf Wellnessstour?«, fragte Théo und deutete mit seinem Blick auf ihre Gummistiefel.

Sofort war ihre Furcht verflogen, ihre Hände hörten auf zu zittern, ihr Magen beruhigte sich. Seine Stimme hatte diese besondere Wirkung auf sie, und sie konnte es noch immer nicht ganz begreifen.

»Es war mal wieder Zeit, ja«, flunkerte Eleni.

Théo sah belustigt zu Boden, hob seinen Blick dann wieder, bis er ihren traf.

»Schön, dich zu sehen«, sagte er. »Es war heftig was los da draußen die letzten Tage, was?«

»Und wie. Nach meinem Schlammbad habe ich mich nicht mehr wirklich vor die Tür gewagt.«

Théo grinste.

»Hast du Lust auf einen kurzen Spaziergang?«

»Gern«, sagte Eleni lächelnd und erkannte so etwas wie Erleichterung in Théos Gesicht.

»Und was machst du, wenn du gerade nicht im Regen spazieren gehst?«, fragte Théo.

Eleni überlegte, ob sie ihm von ihrem Job als freie Autorin für ein Reisemagazin erzählen sollte. Niemand wusste, dass sie nicht wirklich an die Orte reiste, über die sie schrieb. Das würde sie nicht wagen. Nicht mehr. Alles, was sie tat, waren detailgenaue Recherchen in Magazinen, Büchern und im Internet. Dann fasste sie alle Informationen zusammen und dachte sich eine kleine zauberhafte Geschichte dazu aus. Sie wusste, dass sie in Schwierigkeiten geraten würde, kämen ihre Trickserien ans Licht. Aber wer las überhaupt noch Reiserportagen? Und überhaupt, sie tat ja niemandem weh.

»Ich schreibe. Geschichten.«

Théo sah sie interessiert an.

»Das hört sich spannend an. Worüber schreibst du?«

Eleni zuckte mit den Schultern.

»Alles und nichts. Orte, Menschen.«

»Das klingt schön. Poetisch. Und hast du mal etwas veröffentlicht?«

»In einigen Magazinen, aber es ist wirklich nicht der Rede wert. Nur ein Job, den ich gut von zu Hause machen kann.«

Théo nickte und fragte nicht weiter. Seinem Blick merkte Eleni an, dass er verstanden hatte, wie wenig sie über ihre Arbeit sprechen wollte.

»Ich hätte übrigens nie gedacht, dass du ein Café führst, als ich dich das erste Mal gesehen habe«, sagte Eleni, als sie eine Weile schweigend nebeneinanderher gegangen waren.

Théo sah sie erstaunt an.

»Aha? Und was hast du gedacht?«

Eleni zuckte mit den Schultern.

»Ich musste sofort an die Fischerjungen auf dem Boot meines Großvaters denken.«

Théo lächelte.

»Ein Fischerjunge also«, sagte er stirnrunzelnd.

»Versteh mich nicht falsch«, erklärte Eleni sofort, »ich mochte die sehr! Als Kind habe ich Tage am Anleger verbracht und dabei zugehört, wie sie Kisten, prall gefüllt mit Fisch, an Land getragen haben. Und zwischendurch haben sie ihre Späße mit mir getrieben. Ich fand das toll.«

Théo schüttelte schmunzelnd den Kopf.

»Dann nehm ich das als Kompliment?«

»Unbedingt!«, bestätigte Eleni.

»Aber du ...«, setzte Théo dann an, »dich kann ich so gar nicht einordnen.«

»Was soll das heißen?«, fragte sie unsicher.

Théo antwortete nicht direkt, blickte vor sich, als müsste er seine Gedanken sammeln.

»Du bist mir ein Rätsel«, begann er nach einem kurzen Moment. »In einem Augenblick versteckst du dich hinter dem Supermarktregal, und im nächsten witzelst du herum. In dir scheinen zwei Persönlichkeiten zu stecken. Eine, die am liebsten Reißaus nehmen würde, und eine andere, die sehr viel mutiger und abenteuerlustiger ist.«

Eleni erschrak ein wenig. Sie war also ganz und gar nicht unnahbar, jedenfalls nicht für Théo. Er hatte sie ziemlich treffend beschrieben, und das in nur einem Satz.

Sie schwieg, wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Tut mir leid, ging das zu weit?«, fragte Théo. »Ich Idiot hab die Angewohnheit, manchmal zu früh zu viel zu sagen.«

Eleni schüttelte den Kopf und lächelte. In diesem Moment schwebte vor ihnen eine kleine pinkfarbene Blüte zu Boden und blieb direkt vor Elenis Füßen liegen. Sie hob sie auf und drehte sie zwischen ihren Fingern hin und her.

»Spornblume«, sagte Théo.

Sie sah ihn erstaunt an.

»Die überwuchern grad alles.«

Eleni nickte. »Und wenn es dann doch noch mal stürmisch wird, liegen die Blüten überall auf dem Boden verteilt, wie pinker Schnee«, erzählte sie verträumt.

»Also doch eine Poetin! Hab ich mir schon gedacht, dass du nur bescheiden bist.«

Sie verdrehte die Augen und ließ die Blüte fallen.

»Jetzt übertreib es aber nicht.«

Lächelnd ging sie weiter, während Théo ein wenig hinter ihr zurückblieb.

»Warte«, rief er und holte sie wieder ein. »Eine echte Poetin braucht eine Blüte im Knopfloch!«

Eleni drehte sich zu Théo um, der nun wieder neben ihr angekommen war und die kleine pinke Blüte in der Hand hielt.

»Wo hast du denn das Klischee ausgekramt?«, fragte sie lachend, während Théo vorsichtig an ihrem Mantel herumhantierte.

»Unterschätze bloß nicht die Magie von Klischees. Das hier hat schließlich Hunderte Jahre überlebt, und es sieht gar nicht so schlecht aus.«

Die kleine Blüte baumelte etwas traurig und gequetscht an einem von Elenis Knöpfen, doch Théo musterte sie zufrieden.

»Fehlen nur noch der Schal und das Weinglas«, witzelte sie und nahm eine übertrieben nachdenkliche Pose ein.

»Perfekt!«

Théo nahm stolz sein Werk in Augenschein, betrachtete Eleni von allen Seiten und nickte überzeugt.

»So kann ich mich mit dir sehen lassen.«

Eleni kniff die Augen zusammen.

»Was soll das denn heißen?«

»Na ja, das letzte Mal, als wir uns gesehen haben, warst du voller Schlamm. Nimm's nicht persönlich, aber ich bevorzuge Blüten im Knopfloch.«

»Wie du schon richtig erkannt hast, schlummern in mir

mehrere Persönlichkeiten. Und glaub mir, die zarte Poetin und die Schlammtaucherin sind nur der Anfang!»

Eleni lief voran und ließ Théo einfach stehen.

Als er sie wieder einholte, schmunzelte sie, ohne sich ihm zuzuwenden.

»Also«, sagte Théo, »wann kann ich die anderen kennenlernen?«

Eleni drehte sich zu ihm, sah in sein schelmisch grinsendes Gesicht und musste lachen.

Die Spaziergänge mit Théo wiederholten sich nun regelmäßig. Nachdem sich auch endlich die stürmischen Tage gelegt hatten und ein wunderschöner sonnenverwöhnter Frühling begann, wurden ihre Wanderungen immer ausgedehnter. Sie trafen sich stets früh am Morgen oder am Abend, wenn Théo das Café abschloss, und liefen stundenlang durch den Wald oder die mal moosigen, mal von Gestrüpp durchwachsenen Wiesen und Felder. Wenn Eleni etwas abenteuerlicher gestimmt war, spazierten sie durch die kleinen Küstenorte, schauten sich hübsche bretonische Steinhäuser und kleine Kirchen an, wunderten sich über die seltsamen Gartenzweige und Dekorationen einiger Grundstücke. Mit Théo an ihrer Seite fühlte Eleni sich sicherer und ruhiger.

Die Tage vergingen, und irgendwann beschloss sie, ihn zu sich nach Hause einzuladen. Es kostete sie einige Überwindung, aber Théo hatte längst ihr Vertrauen gewonnen. Er brachte Kuchen und selbst gemachte Limonade mit, sie hatte den Tisch auf der Terrasse, die auf den Garten hinausging, gedeckt. Es war ein leuchtender Tag, die Luft war voll von Blütenduft und emsigen Insekten. Sie saßen, aßen Kuchen, re-

deten und schwiegen, lauschten den Geräuschen des Gartens und atmeten mehrere Male gleichzeitig tief ein und wieder aus, was sie immer wieder zum Lachen brachte.

»Schön hast du es hier«, sagte Théo, als die Sonne langsam hinter die Baumkronen rutschte.

Eleni nickte zaghaft und sah nachdenklich in den Garten.

»Es war noch viel schöner, als –«, sie schluckte und fuhr etwas leiser fort, »als meine Großeltern noch lebten. Sie haben dem Garten so viel Leben eingehaucht, mit den prachtvollsten Blumen und Sträuchern. Es war ein Zaubergarten.«

Théo schwieg und ließ seinen sanften Blick auf ihr ruhen. »Wie wäre es, wenn ich dir dabei helfe, diesen Zaubergarten wieder zum Leben erwachen zu lassen?«

Eleni sah ihn überrascht an.

»Hast du denn Ahnung von so was?«

»Ein wenig.«

Théo stand plötzlich auf und machte einen Schritt an den Rand der Terrasse.

»Stell dir doch mal vor«, begann er und führte seinen Arm vor sich durch die Luft, als wolle er den gesamten Garten erfassen, »Kräuter- und Gemüsebeete, Blumen, die Bienen und Schmetterlinge anziehen, die verschiedensten Farben und Formen und Muster!«

»Das klingt ganz wunderbar«, gab Eleni zu, »und das willst alles du machen?«

»Wenn du es mir erlaubst.«

Seit er angefangen hatte, davon zu reden, waren seine Augen größer und leuchtender geworden. Wie ein kleiner Junge

blickte er in jede Ecke des Gartens und schien sich schon Hunderte Bilder vor seinem inneren Auge auszumalen.

»Unter einer Bedingung«, sagte Eleni.

»Alles, was du willst!«

»Sommeranemonen«, rief sie, »das sind meine Lieblingsblumen. Die müssen unbedingt einen Platz kriegen.«

»Abgemacht«, lächelte Théo.

Es war mittlerweile dunkel geworden und auf der Terrasse recht kühl. Eleni spürte ein leichtes Ziehen in ihrem Bauch, ein Gefühl, das sie schon kannte und das kam, wenn etwas Schönes langsam zu Ende ging. Schon als Kind überkam sie diese sanfte Melancholie jedes Mal, wenn sie sich am Abend von ihren Spielkameraden verabschieden musste.

»Wieso schaust du so traurig?«, fragte Théo jetzt besorgt und setzte sich wieder zu ihr.

»Ach, so eine Macke von mir. Ich bin schlecht darin, schöne Momente gehen zu lassen«, erklärte Eleni und versuchte ein Lächeln.

»Aber etwas will ich dir noch zeigen«, sagte sie jetzt mit mehr Elan und stand auf.

Als Théo sie verwundert ansah, streckte sie ihm ihre Hand entgegen und führte ihn in den hinteren Teil des Gartens.

»Das ist mein Lieblingsplatz. Der muss unbedingt so bleiben.« Sie zeigte auf eine kleine Ecke, umgeben von Brombeersträuchern, an denen schon die ersten weißen Blüten zu sehen waren. In der Mitte der Büsche waren bunte Kacheln kreisförmig in den Boden eingelassen, und darauf waren zwei dicke Baumstümpfe platziert. Am Rand der Fliesen

standen Einweggläser, gefüllt mit Teelichtern, die Deckel verschlossen.

»Im Sommer lege ich mir hier Kissen hin, und am Abend zünde ich die Kerzen an. Manchmal lese ich, aber meistens sitze ich einfach nur hier und lausche den Insekten und dem Wind«, erzählte Eleni.

»Ein schöner Ort«, sagte Théo.

»Als Kind war das mein Versteck, wenn ich keine Lust hatte, mit Mamie und Pépé ins Dorf zu gehen.«

Als Théo sie fragend ansah, fügte sie mit gesenktem Blick hinzu: »Meine Großeltern.«

Théo griff zum Brombeerstrauch und zwickte eine kleine Blüte von einem Zweig. Er steckte sie Eleni in das Knopfloch ihres Mantels.

»Für die Poetin«, lächelte er.

Sie begutachtete sein kleines Geschenk und spürte, wie es plötzlich in ihrem Bauch begann zu kribbeln. Ein angenehmes Kribbeln, das sich langsam in ihre Brust und überall in ihren Körper bewegte. Théo sah sie mit seinen tiefen grünen Augen an, er schien ein wenig nervös zu werden und blickte kurz auf den Boden.

Er stand nun ganz dicht vor ihr und umfasste ihr Gesicht.

Als sich ihre Lippen trafen, regte sich in Eleni ein Gefühl, das sie schon lange nicht mehr gespürt hatte. Vielleicht war es so etwas wie Glück. Alles war genau so, wie es sein sollte. Und Théo der einzige Mensch auf dieser Welt, der sie so fühlen lassen konnte.

Zaubergarten

An diesem Abend bei den Brombeersträuchern begann eine Zeit, die Eleni sich nicht besser hätte erträumen können. Schon bald zog Théo zu ihr ins Waldhaus, und als es Sommer wurde, begann er, den Garten in einen kleinen Zaubertort zu verwandeln, so wie er es ihr versprochen hatte.

Und so wie die Beete verwandelte auch Eleni sich Schritt für Schritt. Je mehr Blumen Théo pflanzte, je bunter ihr Garten wurde, desto mehr blühte auch sie auf. Anstatt ihre kastanienbraunen Haare wie üblich zu einem unordentlichen Knoten am Hinterkopf zu tragen, ließ sie sie nun immer öfter offen über ihre Schultern fallen. Ihre Haut nahm durch die vielen gemeinsamen Spaziergänge erst eine rosige Farbe, dann einen sommerlichen Teint an. Auf ihren Wangen und ihrer Nase zeigten sich viele kleine Sommersprossen, die Théo jeden Morgen zählte. Sie steckte sich Blüten hinter die Ohren und flocht sich Kränze aus Gänseblümchen und Löwenzahn. Stundenlang konnte sie auf der Wiese sitzen und Théo bei der Gartenarbeit beobachten, und am Abend waren dann zehn oder fünfzehn Blumenkränze entstanden, die sie an die Türen und Fenster hängte.

Doch nicht nur äußerlich verwandelte sich Eleni. Sie wurde fröhlicher, tanzte ausgelassen durch das Haus und den Garten, machte Späße und liebte es, Théo zu necken.

In den warmen Monaten stellten sie Tische und Stühle unter den Kirschbaum, befestigten eine Hängematte zwischen zwei großen Kiefern und verbrachten so viel Zeit wie möglich dort draußen. Théo arbeitete viel, doch wenn er das Café an manchen Tagen seiner Aushilfe überließ, unternahm er und Eleni Ausflüge. Oft fuhren sie einfach mit ihren Fahrrädern los, vollgepackte Picknickkörbe auf den Gepäckträgern, ohne ein bestimmtes Ziel. Wenn sie einen schönen Ort gefunden hatten, breiteten sie ihre Decke aus und veranstalteten das schönste Picknick, das Eleni sich vorstellen konnte, mit selbst gebackenem Brot aus Théos Café, ihren vorbereiteten Salaten und Aufstrichen, und immer hatte Théo auch zwei Stücke selbst gebackenen Kuchen dabei. Nach dem Essen lagen sie einfach stundenlang nebeneinander oder ineinander verschlungen auf ihrer Decke und hörten dem Rauschen der Bäume zu.

Eines Tages brachte Théo einen kleinen, fein durchlöcherten Pappkarton mit nach Hause.

»Für dich«, sagte er und stellte den Karton vor Eleni auf den Boden. Als es darin kurz raschelte, schrak sie zurück.

»Was ist das?«

Théo öffnete den Karton. Zuerst war nur ein kleines Näschen zu erkennen, das sich aus der Kiste reckte und ganz aufgeregter schnupperte. Nach einer kurzen Weile hopste ein winziges Kaninchen hervor. Eleni stieß einen kurzen Schrei aus und hielt sich die Hände vor den Mund. Das Kaninchen blieb

vor ihren Füßen sitzen und kauerte schüchtern am Boden. Théo ging in die Hocke und strich dem Tier sanft über den Rücken.

»Heute kam eine alte Dame zu mir ins Café, sie war ganz aufgelöst«, berichtete er. »Sie erzählte mir, dass ihre Tochter in die Großstadt ziehen wolle und ihr Kaninchen abgeben müsse. Die alte Dame konnte es nicht behalten, und der Tierarzt sagte, er müsse es einschläfern, wenn niemand sich dem armen Vieh annehmen würde!«

Eleni musterte das Tier noch immer skeptisch.

»Du darfst ihm einen Namen geben«, schlug Théo vor, und Eleni sah ihn ein wenig ungläubig an. Eleni ging in die Knie und begutachtete das Kaninchen. Vorsichtig legte sie eine Hand auf sein Köpfchen und tätschelte es etwas unsicher.

»Na, das üben wir vielleicht noch mal«, lachte Théo, und Eleni warf ihm einen genervten Blick zu.

»In Ordnung«, sie sah zu dem Kaninchen, »ich nenne dich ... Anemone!« Sie lächelte zufrieden.

»Anemone? Für ein Kaninchen? Hört sich eher wie eine alte Adlige an«, neckte Théo sie. Aber Eleni blieb stur. Sie konnte nicht viel mit dem Kaninchen anfangen, da sollte es wenigstens einen wohlklingenden Namen haben. Und es gefiel ihr, sich eine alte adlige Dame vorzustellen, die von nun an bei ihnen im Haus lebte, in ihrem Bett schlief und durch ihre Küche hoppelte.

Die Tage im Sommer vergingen viel zu schnell. Die Stunden flogen nur so dahin, wie die Spatzen und Schwalben in ihrem

Garten. Eleni überkam kurz vorm Schlafengehen eine Traurigkeit, die sie wütend machte. Sie konnte nichts dagegen tun. Eine Schwere legte sich auf sie, und obwohl sie jede Sekunde mit Théo genießen wollte, waren die letzten Abendstunden, bevor er am nächsten Morgen wieder ins Café gehen würde, von Melancholie geprägt.

»Warum habe ich nur so viele Emotionen, das ist doch unsinnig!«, seufzte sie und kuschelte sich an Théo. Sie lagen auf einer Decke, die sie auf der Wiese ausgebreitet hatten, und starrten in den Abendhimmel, in dem noch immer einiges los war.

»Das ist nicht unsinnig. Du lässt einfach alles zu, das ganze Leben. Dein Kopf und dein Herz sind voll davon.«

Théo sah sie an und lächelte. Über ihnen schwirrten die emsigen Bienen, drehten die Vögel ihre letzten Runden, ließ der leichte Wind die Baumkronen rauschen.

»So viel Leben verträgt doch niemand«, sagte Eleni frustriert. Gleichzeitig war sie dankbar, wie verständnisvoll Théo war.

Ihr Gemüt hellte sich etwas auf, wenn er am frühen Abend nach Hause kam, ihr Kuchen mitbrachte und ihr erzählte, was an diesem Tag wieder für kuriose Figuren an die Theke gekommen waren.

Manchmal tat es ihr leid, dass sie nicht so menschenfreundlich war wie er. Es machte sie traurig zu wissen, wie sehr er es genoss, unter Leuten zu sein, und dass er es sich wahrscheinlich wünschte, mit ihr auszugehen, Freunde zu treffen.

Sie hatte lange geglaubt, ganz zufrieden zu sein, auch

wenn sie sich nach dem Tod ihrer Mamie oft allein gefühlt hatte. Irgendwann hatte sie sich an ihr einsames Leben gewöhnt und sich damit abgefunden. Bis sie Théo kennengelernt hatte, bis er ihr gezeigt hatte, dass es doch Personen da draußen gab, die sie gern in ihrer Nähe hatte. Zumindest diesen einen Menschen wollte sie am liebsten ununterbrochen bei sich haben.

Und dann kam der Anruf.

Eleni saß auf der Terrasse mit einer Tasse Tee unter dem makellos blauen Himmel, ihren Laptop aufgeklappt vor sich, schrieb sie an einer neuen Reportage. Sie war vertieft in die Beschreibung einer kleinen Insel mitten im Atlantischen Ozean, als das Telefon klingelte. Beinahe hätte sie es einfach klingeln lassen. Doch irgendetwas sagte ihr, dass sie den Anruf annehmen sollte.

Die Panik, die in ihr aufkam, als sie die zittrige Stimme seiner Mutter vernahm. Ihre Hand, die den Telefonhörer beinahe fallen ließ. Ihr Atem, der stockte, ihr Herz, das ihr schmerzhaft gegen die Brust schlug. Die absolute Hilflosigkeit.

Er war einfach umgekippt. In seinem Café, während er einen Espresso an der Kaffeemaschine zubereitet hatte.

Théos Mutter rief aus dem Krankenhaus an, verlor immer wieder ihre Stimme, stockte, setzte wieder an. Sie hatten eine Hirnblutung festgestellt. Zu stark, um noch etwas tun zu können. Eleni war wie erstarrt, konnte nichts sagen. Und am Ende sagte Théos Mutter:

»Ich dachte, du solltest es wissen.«

Dann legte sie auf. Eleni ließ den Hörer sinken und starrte an die Wand, auf ein Foto, das sie erst vor wenigen Wochen aufgehängt hatte. Es zeigte Théo und sie auf einer Wiese, ihre roten Gesichter eingefasst von den Kapuzen ihrer Regenmäntel, breit grinsend. Mit einem lauten Schluchzen ging Eleni zu Boden. Eingerollt wie ein Embryo, blieb sie wimmernd auf dem Holzboden ihrer Küche liegen.

Théo, dachte sie.

Théo. Immer wieder.

Das durfte nicht sein. Er durfte nicht weg sein. Nicht Théo. Nicht ihr Théo. In ihrem Kopf drehte sich alles, sie presste ihre Arme auf ihre Brust, bis sie keine Luft mehr bekam. Dann überfiel sie eine unheimliche Schwäche. Sie wollte nicht mehr aufstehen, nie wieder.

Die Beerdigung fand eine Woche später statt.

Am Abend vorher legte Eleni sich ihr schwarzes Kleid und eine dunkelblaue Jacke heraus, holte ihre schwarzen Schuhe aus dem Keller und putzte sie eine halbe Stunde lang unter Tränen. Sie wusste, dass Théo es gehasst hätte, sie so ernst, ganz in Schwarz, zu sehen. Andererseits war sie sich sicher, dass seine Eltern ein buntes Blümchenkleid auf keinen Fall billigen würden.

Mit dem Rad war es etwa eine Dreiviertelstunde zum Friedhof. Den kleinen Sandweg durch das Waldstück zum Strand und dann immer an der Küste entlang. Es war ein wunderschöner Friedhof. Als Kind war sie dort gern mit ihrer Mamie hingegangen. Man konnte von dort aus das türkisfarbene Meer sehen.

»Wie schön es hier alle haben«, hatte Mamie oft gesagt. Sie hatte Eleni das Gefühl gegeben, dass der Tod gar nichts Bedrohliches haben musste. Und an diesem Ort war es wirklich traumhaft idyllisch. Eleni hatte in der Wiese gesessen, dem Rauschen der majestätischen Kiefern gelauscht, den Wellen unten in der Bucht, dem Summen der Insekten in den wilden Gräsern.

Auf diesem Friedhof sollte nun auch Théo liegen. Théo, der eigentlich noch so viel Zeit hätte haben sollen. Der so viele Träume gehabt hatte. Den sie so sehr, mit jeder Faser ihres Körpers, geliebt hatte und dessen Nähe sie nun nie wieder spüren würde. Der so gar nicht an diesen idyllischen, stillen, fast bewegungslosen Ort passte.

Bei diesem Gedanken zog sich alles in ihr zusammen, und der markerschütternde Gedanke, dass sie nun für immer allein sein würde, durchfuhr sie. Mit aller Kraft schob sie diese Vorstellung von sich und versuchte, sich auf ihren Plan zu konzentrieren, den sie sich für diesen Tag zurechtgelegt hatte. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, besah sich ihre getuschten Wimpern im Spiegel und tupfte sich mit einem Taschentuch ein paar schwarze Flecken aus den Augenwinkeln. Wie sollte sie diesen Tag nur überleben?

Die Beerdigung sollte um dreizehn Uhr stattfinden.

Sie setzte zwei Schritte vor die Tür, blickte den Sandweg vor dem Gartenzaun hinunter. Ihr Herz begann, wie wild zu klopfen, ihre Handflächen wurden schweißnass. Sie machte eine abrupte Drehung und eilte ins Haus zurück, die Tür hinter sich zuschlagend. Sie schluckte, fühlte, wie ihr erneut die

Tränen in die Augen schossen. Dann atmete sie tief ein und gab sich einen weiteren Ruck.

Fünfmal öffnete sie die Haustür, ging einige Schritte, sogar bis zum Gartentor. Doch dann verkantete sich jedes Mal etwas in ihr, es fühlte sich an, als wären kiloschwere Gewichte an ihre Knöchel gebunden, keinen Schritt konnte sie mehr weiter. Und plötzlich setzte die Panik ein. Was, wenn sie die Tür nicht mehr aufbekam? Was, wenn sie sich ausgesperrt hatte? Den Herd angelassen, das Bügeleisen nicht aus der Steckdose gezogen, den Wasserhahn nicht zuge dreht hatte? Immer wieder eilte sie voller Angst zurück ins Haus, ließ sich auf den Boden fallen und begann laut zu schluchzen. Sie wusste, dass das alles nur Vorwände waren. Ihre wirkliche Angst lag viel tiefer, war viel größer als so ein blödes Bügeleisen. Eine Angst, die sie zurückhielt, sie einsperrte und ihr das Leben verwehrte. Oder den Abschied vom Leben. Von Théo, der ihr Leben gewesen war.

Sie sah zur Küchenuhr und realisierte, dass es längst zu spät war. Selbst wenn sie sich beim sechsten Versuch hinausgetraut hätte, sie konnte es nicht mehr rechtzeitig schaffen.

»Es tut mir leid, Théo, es tut mir so leid«, rief sie verzweifelt.

Als es schließlich dreizehn Uhr war, verharrte Eleni mitten im Raum und konnte sich weder vor noch zurück bewegen, ihr Kopf begann zu dröhnen, ihr Herz wie wild zu schlagen, es fühlte sich an, als würde es jede Sekunde zerbersten. Soll es doch, dieses blöde Herz, dachte Eleni, was will ich denn noch damit? Dann habe ich wenigstens meine Ruhe. Ihr Blick fiel wieder auf das Foto an der Wand, sie und

Théo im Regen, glücklich lachend. Sie starrte in sein Gesicht, konnte sich nicht mehr davon lösen, obwohl es ihr unerträglich wehtat, sein ausgelassenes Lächeln zu sehen. Nie wieder würde sie in dieses Gesicht blicken, nie wieder diese Wangen berühren, seine frechen Scherze hören, seinen warmen Körper im Arm halten. Nie wieder.

